

Zeitschrift: Oltner Neujahrsblätter

Herausgeber: Akademia Olten

Band: 67 (2009)

Artikel: In Olten aufgewachsen... in der Welt erfolgreich : Gespräche mit Peter Bichsel, Franz Hohler, Ulrich Knellwolf

Autor: Köhl, Brigitta / Bichsel, Peter / Hohler, Franz

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-659685>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

In Olten aufgewachsen ... in der Welt erfolgreich

Gespräche mit Peter Bichsel, Franz Hohler, Ulrich Knellwolf

Brigitta Köhl

Sie sind bekannt für ihre Worte, ihre Geschichten, ihre Erzählkunst. Sie sind Meister der Feder, der witzigen ironischen Gestaltung und setzen die Sprache brillant ein: Peter Bichsel, Franz Hohler und Ulrich Knellwolf. Sie sind in Olten aufgewachsen, zur Schule gegangen und immer noch mit Olten verbunden.

Peter Bichsel

Peter Bichsel wohnt in Bellach, hat eine Schreibstube in der Solothurner Altstadt und ist oft im «Kreuz» anzutreffen.

Wie verlief Ihre Biographie?

Ich wurde 1935 in Luzern geboren. Als ich sechs Jahre alt war, kamen meine Eltern von Luzern nach Olten, wie viele Eisenbahner. Ich bin am Pfarrweg aufgewachsen und besuchte die Primarschule im Bifang bei Fräulein Brotschi, Otto Schätzle und Kurt Hasler. Meine Eltern hatten keine Beziehungen zur Stadt, ausser dem Samariterverein, in dem mein Vater fast bis zu seinem Tod tätig war. Olten war früher mehr Eisenbahnerstadt als heute, mit vielen Eisenbahnerkindern. Die Eisenbahner konnten billig reisen, ich war froh darüber, aber daraus ergab sich eine gewisse Heimatlosigkeit, die mich sicher prägte. Ich war auch froh darüber, deshalb habe ich jetzt auch fast keine Beziehungen mehr zu Olten. In der Bezirkschule erinnere ich mich noch an Jules Derendinger und Hans Mollet. Dann wechselte ich ans Lehrerseminar nach Solothurn und wohnte während dieser Zeit im Kosthaus. 1956 heiratete ich, habe einen Sohn und eine Tochter und drei Enkel. Leider ist meine Frau vor drei Jahren gestorben.

Wie kamen Sie zum Schreiben?

Wer mich entscheidend geprägt hat, mich zum Schreiben gebracht hat, ist Kurt Hasler, bei dem ich die 5. und 6. Klasse besuchte. Ich hatte viele Ideen, aber konnte nicht fehlerfrei schreiben, was mir immer schlechte Noten eingebracht haben. Kurt Hasler erkannte aber hinter den Fehlern meine Fantasie und förderte mein Schreiben. Wenn damals die Legasthenie schon erfunden gewesen wäre, wäre mir die Sprache weggeblieben. Ich hatte das Glück, in einer Familie aufzuwachsen, in der geredet wurde. Schreiben hat mit einem Buch nichts zu tun, ich schrieb Geschichten, bevor ich alle Buchstaben kannte.

Nach dem Seminar unterrichtete ich in Lommiswil an der 7. und 8. Klasse. Ich wäre in Lommiswil geblieben, wenn der Schulpräsident hätte lesen und schreiben können und die Stelle ausgeschrieben worden wäre. So meldete ich mich in Zuchwil an die 5. und 6. Klasse, wo ich elf Jahre unterrichtete. Ich war gerne Lehrer. Ich weiß nicht, wie lange ich Lehrer geblieben wäre, wenn es nicht anders



Peter Bichsel

gekommen wäre. 1968 nahm ich unbezahlten Urlaub und arbeitete ein Jahr auf der Redaktion der Weltwoche. Leider kriegte ich keine Verlängerung des Urlaubs, und so kündigte ich halt den Schuldienst; kurz darauf kündigte ich auch bei der Weltwoche und stand auf der Strasse.

Wollten Sie ganz weg von der Schule?

Nein, gar nicht, ich war kein Schulfüchtling, aber die Schule kam mir abhanden. Später unterrichtete ich noch mit viel Spass ein Jahr in Halten die 5. und 6. Klasse. Ein Schulkamerad aus Olten besorgte mir darauf eine Lehrerstelle an der Kunstgewerbeschule für sechs Wochenstunden Deutsch. Dann erschienen die «Kindergeschichten», die ein Erfolg wurden. Ich habe nie geplant, nie erwartet, ein freischaffender Schriftsteller zu werden, es passierte einfach so. Aber ich habe mein Geld nicht mit Büchern verdient. Ich schrieb auch für das Radio, Fernsehen und Zeitungen und hielt viele Lesungen.

Waren Sie politisch aktiv, ein 68er?

Ich war vielleicht sogar etwas Schlimmeres, nämlich ein Sympathisant, und politisch war ich immer engagiert, in der SP ein Leben lang. Nachdem einige Leute wegen dem damaligen Präsidenten des Schriftstellervereins, Maurice Zermatten, den Verein verlassen hatten, trafen sie sich ab und zu in Olten. Daraus entstand die «Gruppe Olten» – der Name stammte von mir, und die Erinnerung «Oltner Komitee» war uns lieb.

Sind Sie noch politisch aktiv?

Nicht mehr sehr. Aber politisch interessiert bin ich nach wie vor. Vielleicht bin ich etwas stiller geworden, aber nicht milder. Ich bin vollkommen zufrieden mit meinem Leben, aber ein Optimist bin ich immer noch nicht, das Schlagwort vom «positiven Denken» ist mir ein Greuel. Es waren immer wieder die Optimisten, die die Welt zerstörten – pessimistische Diktatoren gab es wohl nicht.

Wie steht es mit der Pensionierung und mit Ihrer Beziehung zu Olten?

Für mich als Freischaffenden gibt es keine Pensionierung, aber ich mache weniger. Ich habe persönlichen keine Beziehungen mehr zu Olten, was auch mit der erwähnten Heimatlosigkeit der Eisenbahnerkinder zu tun hat. Aber Erinnerungen an Olten habe ich selbstverständlich schon, sie haben nur ihre Dringlichkeit verloren.

Franz Hohler

Franz Hohler wohnt mit seiner Frau in Zürich, in Oerlikon, hat zwei Söhne.

Wie verlief deine Biographie?

Ich wurde am 1. März 1943 in Biel geboren. Die Eltern wohnten in Seewen. 1947 wurde mein Vater Hans Hohler in einer Kampfwahl als Lehrer nach Olten gewählt, und wir bezogen eine Wohnung an der Reiserstrasse 4, wo mein Vater immer noch wohnt. Ich verbrachte meine Schulzeit in Olten bei Gertrud Rich, Werner Kasser und Kurt Hasler. Nach dem Progymnasium besuchte ich die Kantonsschule Aarau. Ich wuchs in einem musischen Elternhaus auf, meine Eltern hatten eine grosse Bibliothek, meine Mutter war aktive Musikerin im Stadtorchester, mein Vater spielte in der Dramatischen Gesellschaft und war Präsident der Theaterkommission und somit Herausgeber der Theaterzeitung, wo ich im Alter von 18 Jahren auch Artikel schrieb. So erlebte ich Kultur nicht als Fassade, sondern als etwas Gelebtes, das Spass macht. Als Sohn vom Tapferen Schneiderlein (von meinem Vater gespielt) machte ich 1950 Bekanntschaft mit der Bühne. Als 11-Jähriger spielte ich in «Glückliche Reise» von Thornton Wilder mit Hugo Krebs und Paul Woehrle, das waren starke Erlebnisse.

Wie kamst du zum Kabarett und zum Schreiben?

Nach der Matur studierte ich Germanistik und Romanistik, bis ich im 5. Semester mit «Pizzicato» erstmals als Kabarettist auftrat. Es war eine musikalisch-literarisch-kabarettistische Darbietung im Keller der Uni Zürich. Bei der Verwandlung in ein Theater halfen mir ein paar Kommilitoninnen (eine davon habe ich geheiratet). Dann wollte ich weg vom Studium für ein Jahr ... das immer noch andauert. Das Programm war sehr humanistisch, ich wollte den Bildungsballast abwerfen, damit spielen und Gelerntes in Kreatives umwandeln. Es war ein Programm mit einem gewissen Bildungsanspruch. 1967 folgte mein zweites Programm «Die Sparharfe» mit dem «Totemügerli». Ich bin natürlich erfreut, dass es ein solcher Ohrwurm wurde. Es ist

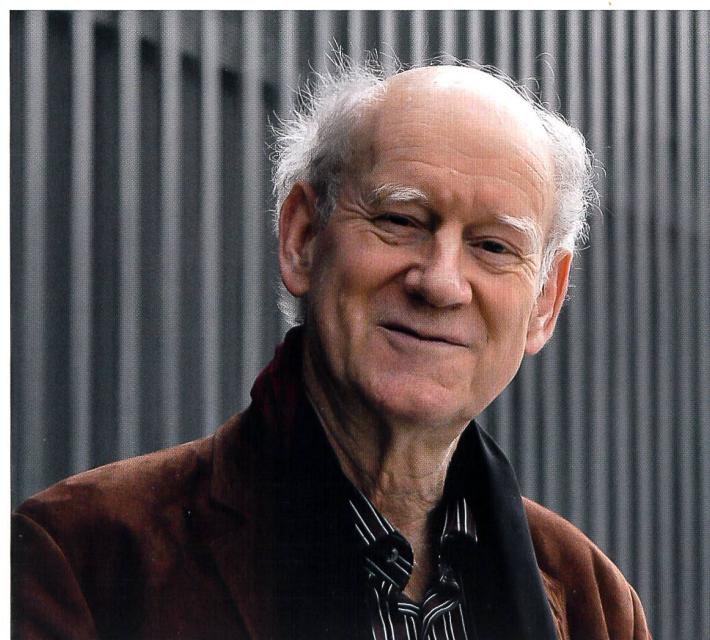
interessant zu sehen, welches Verfalldatum die Dinge haben. Sehr langlebig ist z.B. auch die «Ballade vom Weltuntergang», die ich 1973 schrieb unter dem Einfluss der «Grenzen des Wachstums» vom Club of Rome.

Bist du ein 68er?

Das Jahr 1968 hat mich schon politisch geprägt und beeinflusst, ich war aber nie beim harten Kern. Ich war an der ersten Grossdemonstration, das war ein eindrückliches Erlebnis. Das «Bitte, löset Sie sich uf!» das Polizeivorstand Bertschi ins Megafon schrie, blieb in meinen Ohren hängen. Später gabs das Zürcher Manifest mit Max Frisch, welches die Vorgänge im Globuskeller dokumentierte.

In meiner Arbeit ging ich zuerst von der Fantasie aus, die sich aber zunehmend an der Politik zu reiben begann. Da gab es etwa die Langlebigkeit schwer abbaubarer Stoffe, die wir als Selbstverständlichkeit der Zivilisation hinnehmen. Mein Blick auf diese Aspekte wurde anfangs der 70er-Jahre geschärft durch die Atomenergie mit ihrem rabiaten langfristigen Eingriff.

Aber mein Kabarett war nicht nur politisch, ich probierte, mich mit der Realität zu konfrontieren, mit den «Wundern» unserer Zeit, versuchte die Schwachstellen unserer Gegenwart aufzuzeigen. Mich interessierte in erster Linie die künstlerische Umsetzung. Gleichzeitig habe ich eine «doppelte Erscheinungsform» gelebt als Buchautor und sichtbarer Künstler. Schriftsteller bin ich seit 1967 mit «Das verlorene Gähnen», skurrilen Geschichten aus dem Benteli Verlag. 1970 kamen die «Idyllen» heraus bei Luchterhand. Otto F. Walter musste den Walter Verlag verlassen, weil er zu kritische Bücher herausgab (vor allem Ernst Jandl, Alfred Andersch, Kurt Marti), die dann alle mit ihm zum Luchterhandverlag überwechselten. 1974 erschienen die «Wegwerfgeschichten» in einer Schachtel beim Zytglogge Verlag. Ich hatte schon als Junge



Franz Hohler

Geschichten geschrieben, die Ende 50er- anfangs 60er-Jahre im Oltner Tagblatt erschienen. «Der neue Berg» aus dem Jahre 1989 wird jetzt wieder aufgelegt, wie auch «Die Rückeroberung», die vom Bild eines ungewöhnlichen grossen Vogels, einem Adler auf der Fernsehantenne des Nachbarhauses, ausging.

Woher nimmst du deine Ideen?

Die kommen teilweise mit einer bestimmten Haltung. Als ich wegging von der Uni, entschloss ich mich, mit meinen Ideen zu leben, d. h. ich schaue was für angefangene Geschichten am Wege liegen: «das müsste man fertig machen», sie kommen ungerufen oder gerufen. Die Ideen klopfen an («Es klopft»), sie warten, ob sie gebraucht werden. Ich denke mit der Haltung eines Menschen, der gerne fabuliert. Ausgehend von einem flüchtigen Eindruck kommt die Geschichte. «Der Schimmel», wo plötzlich ein Pferd in der Tiefgarage steht, wurde von einem Spaziergang durch Aarau inspiriert, wo ich in einer Passage Pferde roch.

Wie stehts mit der Pensionierung?

Ich versuche mir bewusst zu werden, wo ich stehe. Für mich ist Pensioniertsein keine Option, denn solange ich Ideen habe und Freude habe an Lesungen mache ich das weiter. Ich versuche aber, mir nicht zu viel aufzuladen: grosse Bühnenprogramme mache ich nicht mehr.

Was waren prägende Erlebnisse?

Ich habe in grösserem Mass ein paar Male erlebt, dass man eine Wirkung haben kann. Das waren die vier Jahre mit «Denkpause» am Fernsehen (1980 – 83). Damit bewegte ich mich weit links vom Mainstream, sodass es Beschwerden gab von der Elektrowirtschaft, was einen ziemlichen Wirbel verursachte. Ein Jahr später hätte ich vom Kanton Zürich eine literarische Ehrengabe bekommen sollen, die der Regierungsrat aber ablehnte. Da gaben mir alle andern Künstler etwas von ihren Preisen an einer Genveranstaltung im «Theater an der Winkelwiese».

Wie ist deine Beziehung zu Olten?

Als jung war mir klar, wir wohnen in Olten, ich habe keine andere Wahl, also mache ich das Beste daraus. Ich spielte Cello im Stadtchester, spielte Quartett in der Familie und mit Freunden, schrieb Geschichten und ging viel ins Theater. Ich hätte ja unter der Enge der Kleinstadt leiden können, ich litt nie, ging aber trotzdem nach Zürich und blieb seither immer im Gravitationsfeld von Zürich, welches für mich eine Mischung ist aus sozialer und kultureller Anziehungskraft. Es ist ein sehr vielseitiger Lebensraum, die schönste Stadt, die hässlichste Stadt der Welt. Viele soziale Probleme sind in Zürich schneller spürbar als anderswo. Dies verbunden mit einem grossen kulturellen Angebot, das band mich an Zürich. Der Stadtteil Oerlikon, wo ich wohne, wird immer interessanter, denn alle alten Fabriken, die ich erlebte, sind weg, und es entsteht eine neue Stadt.

Aber ich komme gerne nach Olten (einmal wöchentlich zum Besuch meiner Eltern). Immer wenn ich über die Aare gehe, habe ich das Gefühl, ich komme nach Hause. Wenn ich aber abends mit der S-Bahn nach Oerlikon fahre und die Aufschrift «Swiss Prime Site», «BrandingHouse», das Hochhaus des «Swissôtel» und das Einkaufszentrum «Neumarkt» sehe, habe ich auch das Gefühl heimzukommen.

Ulrich Knellwolf

Ulrich Knellwolf wohnt mit seiner Frau in Zollikon.

Wie verlief deine Biographie?

Als ich 6 Jahre alt war, zogen wir von Zürich nach Olten an die Rainstrasse, weil mein Vater eine Stelle bei der USEGO antrat. Ich besuchte die Primarschule in Olten bei Irma Schenker, Ernst Schätzle und Linus Schneider, dann das Progymnasium, wo ich nicht gerne zur Schule ging. In Solothurn gefiel es mir hingegen sehr gut, ich erlebte das Studentenleben als Arioner, wo ich auch als Präsident amtete. Anderthalb Jahre vor der Matur kam der Entschluss, Theologie zu studieren, nachdem ich vorher an Geschichte gedacht hatte. Ich hatte aber eine B-Matur ohne Griechisch, das ich dann in Basel, wo ich das Studium begann, in Privatstunden nachholte. In diesen Stunden erzählte mir mein Lehrer die griechischen Heldenlegenden in schönstem Baseldeutsch. Nach der Griechisch-Matur belegte ich drei Semester an der lutherisch geprägten evangelischen Fakultät in Bonn und beendete mein Studium schliesslich in Zürich.

Mein erstes Pfarramt führte mich nach Urnäsch AR, in ländliches Gebiet, in meine Heimat – ich bin Bürger von Herisau. Damals herrschte grosser Pfarrermangel, und ich war schon vor Ende des Studiums angefragt worden. Nach etwas mehr als 3 Jahren übernahm ich ein Pfarramt in Zollikon. Hier heiratete ich 1977 Elsbet Pfister, die Sekretärin der Kirchgemeinde. Nach 12 Jahren wechselte ich an die Predigerkirche in Zürich, nahm da 1987 einen Urlaub, um ein theologisches Buch über Jeremias Gott helf zu schreiben. Einer meiner alten theologischen Lehrer, dem ich das Manuskript zeigte, fand, ich solle es einer Fakultät einreichen. Also suchte ich einen Doktorvater, musste an der Zürcher Fakultät im Fach Neues Testament noch eine schriftliche Prüfung schreiben und wurde 1990 zum Doktor der Theologie promoviert. In den 60er-Jahren wurde von Literaturwissenschaftern und Theologen der Begriff der narrativen Theologie geprägt, der mich sehr interessierte. Ich las erzählende Literatur schon immer mit einer theologischen Brille, und ich fragte mich, warum die Bibel so viele narrative Texte enthält und was das theologisch bedeutet. Dabei hat mir Gotthelf sehr geholfen, ich fand bei ihm theologische Strukturen, die für mich neu waren. Dabei versuchte ich, nicht bei trockener Theorie zu bleiben, sondern auch selbst zu erzählen. Ich finde, learning by doing beginne beim Laptop und reiche bis zu fundamentalen theologischen Erkenntnissen; wenn mir etwas Theologisches klar wird, schreibe ich gerne eine Predigt darüber. Mich interessiert, warum



Ulrich Knellwolf

Erzählung so wichtig ist in der Bibel. Der innerprotestantische Diskurs ging in der Reformation um die Frage, wie Wort und Geist zusammenhängen. Beim Vorlesen oder Erzählen wird evident, dass der Geist mit dem Wort zu uns kommt. Gotthelf hat mich bei alledem stark beeinflusst.

Wie kamst du zu Gotthelf? Wann bist du selber Erzähler geworden?
Ich verdiente meine ersten journalistischen Spuren als Schüler beim Oltner Tagblatt. Dank der Bekanntschaft mit Emil Kiefer und Alfred Wyser, damals Chefredaktor, fand ich einen Ferienjob. Ich wurde überall hingeschickt und arbeitete so quasi als Lehrbub von Alfred Wyser. So konnte ich bis zur Matur in den Ferien als Journalist aushelfen. Während der Zeit an der Predigerkirche in Zürich entstanden einige Erzählungen, aber ich hatte schon vorher, sozusagen für den Hausgebrauch, Weihnachtsgeschichten geschrieben. Dann erschien 1992 mein erster Roman «Roma Termini», in dem ich versuchte, theologische Fragen in «trivialen» literarischen Formen abzuhandeln. Sein Thema: Was heisst Leben aufgrund der Tatsache, dass ein anderer für dich starb? Es folgten in ähnlicher Absicht die Geschichten «Tod in Sils Maria». Nun kamen viele Anfragen für Lesungen; es wurde neben dem vollen Pfarramt zu streng. So übernahm ich 1996 am Diakoniewerk Neumünster im Zollikerberg eine Teilzeit-Stelle als Seelsorger. Seit letztem Jahr bin ich da pensioniert, habe aber eine Predigtverpflichtung beibehalten. Ich war auch Mitarbeiter beim «Wort zum Sonntag» am Fernsehen und sieben Jahre am Radio in der Sendung «Zum neuen Tag». Zu Gotthelf kam ich eigentlich durch meinen Zahnarzt. Der kannte den Verleger Eugen Rentsch, der Gotthelf herausgegeben hat, und verschaffte mir eine Gesamtaus-

gabe. Ich war besonders fasziniert vom «Bauernspiegel», wo Gotthelf mit der Predigt und dem Unterricht seiner Zeit abrechnet. Darüber wollte ich etwas Theologisches schreiben. Das war in der Mitte meiner beruflichen Tätigkeit. Ich fand es sehr gut, alles nochmals in Frage zu stellen. So war ich nun also Schriftsteller, auch Krimiautor, und Pfarrer. Das bedeutete für mich den theologischen Versuch, letzte Fragen in Form von Geschichten abzuhandeln. Die Kriminalliteratur beschäftigt sich ja mit Fragen von Leben und Tod und irreversiblen Verbrechen. Der Kriminalroman ist ein moderner Mythos von Schuld und Sühne, in der Form der Trivialliteratur. Das finde ich spannend; «trivial» kommt ja von «Trivium» und heisst das, was auf der Gasse verhandelt wird. So geschieht es auch im Neuen Testament. Die Kriminalgeschichte ist so etwas wie ein negatives Gleichnis.

Wie steht es mit der Pensionierung?

Als weitgehend Selbstständigerwerbender kann man die Pensionierung nach Bedarf einteilen. Ich fühle mich nicht pensioniert, aber ich habe weniger Termine. Es war unheimlich schön, dass mir elf Jahre vor der Pensionierung der Schritt in die Selbstständigkeit gelang. Ich sage immer, dass meine Frau und ich ein KMU wurden. Ich bin dankbar, dass dieser Umstieg gelang. Das färbte auch auf mein theologisches Denken ab; mir wurden Aspekte der Bibel klar, die ich vorher nicht bemerkt hatte. Die ungeheure Dynamik des Gottes des Alten und Neuen Testamentes kommt in der beamteten Kirche zu kurz. Ich schrieb aber auch Texte für den liturgischen Gebrauch, so für den Konzertchor Solothurn das Oratorium «Zu Babel ein Turm» zur Musik von Carl Rütti und für den gemischten Chor Biberist eine Messe über den Psalm 118, die Mario Ursprung vertonte. Das Oratorium wurde im November 2007, die Messe am letzten Auffahrtstag uraufgeführt.

Wie ist deine Beziehung zu Olten?

Seit dem Studium war ich nie mehr in Olten ansässig, aber meine Eltern und eine Tante wohnten da bis zu ihrem Tod. Jetzt haben wir nicht mehr viel mit Olten zu tun. Es gibt ein paar Leute aus Olten, die ich ab und zu sehe, insbesondere einen alten Schulfreund. Auch über Sils Maria, wo wir oft die Ferien verbringen, haben wir Beziehungen zu Oltnern. So ist die Verbindung zu Olten lockerer als früher, ich bemerke aber die Veränderungen, wenn ich einmal da bin oder vorbeifahre. Ich fühle mich als Solothurner im Sinne des Kantons. Ich spreche noch Oltnerdeutsch und erkenne die Dialekte, aber mein Heimatgefühl ist hin- und hergerissen zwischen Solothurn und dem Appenzellerland. Heimat ist mir besonders auch die Stadt Solothurn, wo ich eine schöne Kantizeit erlebte. Da bin ich Ehrenprediger der Margrithenbruderschaft in der Vorstadt. Lange Jahre war ich auch Feldprediger im solothurnischen Mot Inf Regiment 11; auch das war eine starke Beziehung zu Solothurn. Am letzten Zürcher Sechseläuten, als der Kanton Solothurn Ehrengast war, spürte ich meine Verbundenheit mit ihm besonders stark.